

## EINLEITUNG

Am ersten Mai diesen Jahres versammelten sich zahlreichen Menschen auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Dachau, um zu gedenken. Darunter mehrere hundert ehemalige Häftlinge und ihre Angehörigen, sowie Vertreter von Politik und Kirche. Wir schreiben das Jahr 2005 und es sind nun 6 Jahrzehnte vergangen, seit jenem denkwürdigen 29. April 1945, dem Tag, an dem das Lager Dachau befreit wurde. Auch ein Medienspektakel – die zahlreichen Vertreter von Funk und Fernsehen, sowie lokaler und überregionaler Presse dominieren das Geschehen. Kameras thronen über den einzelnen Programmpunkten, um der Tagesschau auch die besten Bilder liefern zu können.

Mitten in der Lagerstraße durchbricht eine rote Hebebühne das Grün der Pappelallee. Eine große Fernsehkamera zielt von dort auf die Grundrisse einer der ehemaligen Häftlingsbaracken – Block 26. Endlich füllt sich dort Lager-, wie Blockstraße. Repräsentanten von evangelischer, katholischer und russisch-orthodoxer Kirche, betreten das Kieselsteinplateau, um dort an jener Stelle gemeinsam zu beten, wo sich von 1941 bis 1945 die so genannte Lagerkapelle befand.

Eine Kapelle im Konzentrationslager – ein Widerspruch. Sicherlich, ein Ort wie das KZ Dachau, das Überlebende oft nur als Hölle oder Welt ohne Gott zu beschreiben wussten, bot (ein) Raum für gottesdienstliche Feiern. Das muss in zweierlei Hinsicht befremden. Erstens: Wie konnte ein menschenverachtendes und -vernichtendes System so etwas wie Liturgie dulden wollen? Und zweitens: wie konnten Menschen an einem Ort der Gottverlassenheit Gott feiern wollen?

Gott feiern in Dachau – so ist diese Arbeit überschrieben und will gerade auf diesen Widerspruch verweisen, doch soll nicht dieser Widerspruch, sondern das Feiern Thema der folgenden Seiten sein. Darauf verweist auch der Untertitel „Die Feier der Eucharistie im Konzentrationslager Dachau“ und verschärft dabei diesen Widerspruch doch erneut: „Eucharistie“ heißt „Danksagung“. Allerdings verliert dieser Widerspruch an Schärfe, wenn man sich ins Bewusstsein ruft, dass man in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts das, was wir heute als Eucharistiefeier zu bezeichnen pflegen, üblicher Weise Messopfer nannte. Die Betonung liegt hier auf dem Opfertod Jesu Christi und rückt somit das Leiden und die Hingabe an die Seinen in diesem Leiden in den Vorder-

grund. Es legt sich somit ein Verständnis nahe, welches vermag dem Leiden und somit dem Leiden im KZ Sinn zu verleihen. Wenn der Gläubige und insbesondere der Priester im Messopfer Jesu Christi und somit Gott ganz nahe kommt, bedeutet dann nicht ein Leben aus diesem Messopfer, konsequent gedacht, dass im Leiden und in der Hingabe an den anderen im Leiden eben diese Nähe Gottes in der Welt jeweils neu realisiert und erfahrbar wird, ja der Mensch eben da *in persona Christi* handelt und so im wahrsten Sinne des Wortes zum Christen wird? Wenn man den Ursprung des Messopfers im Leiden eines Menschen verortet, einem Menschen, der gerade im Leiden sich als Mensch zeigt, aber in diesem Leiden auch liebt, ja leidet, weil er liebt und so auf seinem Antlitz das Antlitz Gottes zu Erscheinung kommt, dann verwirklicht sich kirchliche *traditio*, d.h. Jesus Christus, auch dort, wo Menschen versuchen im Leiden zu lieben. Das Opfer der hl. Messe, in dem Gott sich dem Menschen in Brot und Wein zuneigt, wird da fruchtbar, wo das „*Ite, missa est*“ gleichsam nicht als Grenze (Entlassung) zum Profanen fungiert, sondern gleichsam als Doppelpunkt zur konkreten Umsetzung überleitet, der Hingabe bzw. dem Opfer an den andern.

Eine solche Perspektive ist auch nicht unproblematisch, da sie das KZ hochstilisiert zur perfekten Umgebung, ja Nährboden von Liturgie und das Leiden zu einfach funktionalisiert und verharmlost und somit nicht ernst nimmt. Gerade aber das will Liturgie. Liturgie will Leid nicht auflösen, es aber auch nicht erklären. Es bleibt ein diffuses Verhältnis von Widerspruch, aber auch von Ursprung. Gerade weil Leiden Prinzip von Liturgie ist, ist es kein Widerspruch, was aber nicht heißt, das Liturgie dem Leiden nicht widerspreche. Liturgie wurzelt in ihrer menschlichen Dimension tief im Leiden, aber sie widerspricht dem Absolutheitsanspruch des Leids. Sie widerspricht einer Vergöttlichung wie Dämonisierung des Leides, nimmt dieses ernst, ohne ihm absolute Macht zukommen lassen zu wollen. „Absolut“ bleibt allein der allmächtige Gott.

Diese Arbeit will beschreiben, wie, wann und wo im Konzentrationslager Dachau unter der Herrschaft des Leids die Feier der Eucharistie begangen wurde. Das ist keine Geschichte von Widerstand gegen das NS-Regime. Es ist eine Geschichte davon, wie Menschen versucht haben, Gott gegen den Absolutheitsanspruch des Leids zu bejahen und zu feiern.

In der Überschrift spreche ich ganz bewusst von „Feier der Eucharistie“ und nicht von „Messopfer“. Das tue ich nicht, um mich einer einseitigen Interpretation wie oben angedeutet und die sich gerade im Konzentrationslager anbot und vielleicht auch bewährte, meiden zu wollen, sondern weil das nicht die Perspektive des Heute ist. Wenn wir heute von Eucharistiefeyer sprechen, dann nicht weil wir heute etwas ganz anderes

feiern, sondern weil der Zugang ein anderer ist. Das ist kein besserer, aber auch kein schlechter Zugang. Es ist der heutige. Wenn ich aber heute auf die liturgischen, explizit gottesdienstlichen Vorgänge im KZ Dachau zurück zu schauen versuche, dann tue ich das im Abstand von 6 bis 7 Jahrzehnten. Der Ritus der damals dort gefeiert wurde, ist mir in dieser Form fremd. Fremd insofern, dass er nicht die Form des römischen Ritus ist, in der ich aufgewachsen und beheimatet bin. Wenn ich also von „Feier der Eucharistie“ spreche, dann kommt darin jener unüberbrückbare zeitliche und formal inhaltliche Abstand zum Ausdruck.

Die folgenden Seiten sind der Versuch Einblick und Einsicht zu gewinnen, unter welchen Bedingungen in der konzentrierten Welt von Dachau Eucharistie gefeiert werden konnte. Man muss sich im Klaren bleiben, dass dies nur bedingt möglich ist. Das folgende ist wohl am ehesten mit einer Collage zu vergleichen. Bruchstücke von Bildern werden von mir aneinander geklebt und zu einem großen Ganzen geformt. Von weitem (und ohne Brille) mag das Bild einem Foto gleichen, je näher man herangeht, um so mehr sieht man die Brüche, Lücken, Risse, ausgebesserte Stellen und Kleberspuren. Aber nicht erst mein Schnippeln und Kleben ist problematisch, schon die mir vorliegenden Bilder sind, wenn man so möchte, keine Fotos, sondern gemalt aus der Erinnerung, gleichen eher expressionistischen Werken. Ich spiele in erster Linie auf die Erlebnisberichte an, die im Wesentlichen dieser Arbeit zu Grunde liegen. Oftmals lange nach dem Geschehen entstanden, sind die begründenden objektiven historischen Fakten der Erinnerungen immer schon durch das Subjekt verfremdet und rekonstruiert, somit immer schon Interpretation. Im Rahmen dieser Arbeit war es nicht möglich, die einzelnen Erlebnisberichte eigens auf ihre Qualität hin zu überprüfen. Sicherlich wäre es notwendig Fragen wie „Welche Intention verfolgt der Verfasser?“, „Welche Biographie und Persönlichkeit verbirgt sich hinter dem Bericht?“, „Welche Position innerhalb der Lagergeschichte und Struktur nimmt der Überlebende ein?“, „Welchen Berichte und Autoren sind voneinander abhängig?“ zu reflektieren. All das war mir jedoch nur bedingt möglich. Folglich ist mein Umgang mit den Quellen, wenn man möchte eher als naiv zu bezeichnen. Ein Mangel dieser Arbeit, den ich in Kauf nehmen musste, dessen ich mich allerdings wenig schämen muss, da auch in anderen Publikation rund um die Konzentrationslager dieser Umgang offenbar üblich, vermutlich oftmals gar nicht anders möglich ist.

Wenn auch die Quellenlage gewiss nicht die Schlechteste ist, so sei doch erwähnt, dass man gerade bei solchen Dingen, die eher das alltäglich Gewöhnliche zum Thema haben, vieles, um nicht zu sagen, das meiste, nicht weiß. Hinzu kommt, dass mir auf-

grund meiner beschränkten Sprachkenntnisse, ein nicht geringer Teil an Erlebnisberichten vorenthalten blieb. Insbesondere von polnischer Seite dürfte noch einiges zu erfahren sein.

So bleibt diese Arbeit der Versuch einer Komposition. Aussagen zur Eucharistiefeier, v.a. in deutschen Erlebnisberichten, werden gesammelt und ergänzend und vergleichend zusammengefügt. Vorausgehend wird in einem ersten Kapitel versucht, die Umwelt „Konzentrationslager Dachau“ in seinen wesentlichen Zügen nachzuzeichnen – zunächst allgemein, dann in einem vierten Punkt eher speziell, anhand des Sonderfalles der KZ Priesterpriester, jener Gruppe, der zeitweise (1940 bis 1945), sowie partiell liturgisches Tun offiziell möglich war. Dieses Tun soll dann in Kapitel III und IV zur Ausführung kommen, wobei in III der primäre Ort der Messfeiern, nämlich die Lagerkapelle, vorgestellt werden soll, in IV wiederum dann das (in unserem Falle auf die Feier der Eucharistie beschränkte) Tun in derselben, sowie an anderen genehmigten und auch nicht genehmigten Orten. Kapitel II skizziert die Bemühungen des Dachauer Stadtpfarrers Friedrich Pfanzelt in den Jahren 1933 bis 1937 die Häftlinge des Konzentrationslagers Dachau seelsorgerisch zu betreuen.

Die Arbeit begleitet ein großes Manko. Ihr Thema ist Liturgie. Liturgie aber ist etwas „Schönes“. Das Bild das hier entsteht, gibt das Leben im Lager ziemlich einseitig, schlicht gesagt „verschönt“ wieder. Das Geschilderte muss eingereiht werden, in den Alltag des KZ-Lebens/Sterbens. Das wird hier nur im Ansatz in Kapitel I geleistet. Eine weitere ausführlichere Lektüre zum Thema nationalsozialistische Konzentrationslager, werden dem Leser deshalb nahe gelegt. Auch ein Besuch der KZ-Gedenkstätte Dachau lohnt.